

**GUSTAV RENÉ HOCKE**



**EUROPÄISCHE TAGEBÜCHER  
AUS VIER JAHRHUNDERTEN**

Gustav René Hocke

# Europäische Tagebücher aus vier Jahrhunderten



*Für Traudl*

*Nos autem cui mundus est  
patria velut piscibus aequor.*

Dante

*Nec metuit solus esse,  
dum secum est.*

Petrarca

# EDITORISCHE NOTIZ

Diese neu bearbeitete und gekürzte Ausgabe beschränkt sich auf den Essay. Die Anthologie mit einer Auswahl der Tagebücherauszüge, auf die im Essay Bezug genommen wird, ist in dieser Ausgabe nicht enthalten. Der interessierte Leser findet aber über die ausführliche Bibliografie die entsprechenden Quellen für weitere Recherchen.

# GRUNDMOTIVE EUROPÄISCHER TAGEBÜCHER

Beiträge zur vergleichenden Literaturgeschichte

# VORHABEN UND METHODE

Schon bei den ersten Vorarbeiten zu diesem Buch bin ich mir bewusst geworden, dass eine auch nur einigermaßen vollständige Geschichte des europäischen Tagebuchs von der Antike bis heute, wollte man jedem Autor und jeder Epoche gerecht werden, von einem Einzelnen kaum geleistet werden kann. Auch eine enzyklopädische Darstellung im lexikalischen Sinne würde mehrere Verfasser voraussetzen, wollte man eben diese Vollständigkeit und dabei auch wissenschaftliche Genauigkeit beanspruchen. Georg Misch hat uns eine vorbildliche Geschichte der Autobiografie geschenkt. Veröffentlicht wurden bisher - nach einer Arbeit von Jahrzehnten - die Darstellungen von der Antike bis zum Spätmittelalter. Angeregt wurde ich ohnehin gleich am Anfang dieses Vorhabens, wie bei meinen Manierismus-Studien, stärker von motivkundlichen Forschungszielen als von Arbeitsprinzipien des Darstellers und Deuters von Geistes-*Geschichte*. Mehr noch wurde ich in diesem Falle, also bei der Lektüre von Tagebüchern von der Renaissance bis zu unserer Gegenwart, von der überwältigenden Menschlichkeit ergriffen, die in diesen oft nur beiläufigen Kalendernotizen geborgen liegt, von ihrer nicht selten unmittelbaren Eindringlichkeit und häufig auch ganz und gar unliterarischen Aufrichtigkeit. Ein konkretes Problem der menschlichen *Existenz* fügte sich ans andere. Alles und jedes Humane zwischen Geist und Stoff, zwischen Ich und Umwelt gliederte sich im Laufe einer solchen aufmerksamen Lektüre bald von selbst, und zwar nicht im Sinne der Geschichtsschreibung, sondern im Sinne der noch jungen existentiellen Menschenkunde nach Motiven bestimmter Daseinserfahrungen. Gedacht sind diese

Studien ferner als Beiträge zur vergleichenden Literaturwissenschaft im Anschluss an meine Darstellungen über Manierismus in der Literatur, zur Geschichte des europäischen Subjektivismus.

Die »Einteilung« ergab sich also zwangsläufig. Die vielfältigen Selbstaussagen, Beschreibungen, Szenen, Berichte wiederholten sich immer wieder. Sie machten bald ganz bestimmte »Zeichen« für Grunderfahrungen der menschlichen Existenz deutlich. Diese Zeichen wiesen auf die Möglichkeit einer Struktur, die Zeichen nämlich von: Angst und Glück; Wahrheit und Irrtum; Menschen und Mitmenschen; Gesellschaften und einem darin oft verzweifelt einsamen »Ich«; Frömmigkeit und Laster; Freiheitssehnsucht und Versklavung; Größenwahn und Demutskult; Liebe Sehnsucht und Liebesohnmacht; Frivolität und Caritas; Wahrheitsforderung und Selbstbetrug; künstlerische Besessenheit und Scheitern; Aufsässigkeit und mystische Wendung zum »Absoluten«. Selbstverständlich wurde bei der motivkundlichen Disposition dieses Stoffes nicht darauf verzichtet, Hinweise auf einzelne eigengeartete historische Situationen zu geben, und insbesondere nicht auf die Hervorhebung unverwechselbar individueller Merkmale einzelner Autoren. Im Gegenteil. Auch durch zahlreiche Zitate wurde den Abstraktionstendenzen einer verallgemeinernden, einseitig verstandenen Literatur-»Wissenschaft« entgegengewirkt. Wenn die Geschichte nach Augustinus die Geschichte *eines* Menschen ist, so bleibt jedes menschliche Motiv dennoch an eine konkrete Individualität und an eine bestimmte historische *Situation* gebunden. Die Grundfiguration des Humanen kann nur in der Vielfalt seiner Träger und in der Mannigfaltigkeit ihrer Entwicklungen zum Ausdruck kommen.

Viele Tagebücher Europas haben im besten Falle einen nur dokumentarischen Wert. Andere, bedeutendere, vor

allem persönlichere Tagebücher enthalten, wir deuteten es schon an, Massen toten Stoffs. Überzeitliche, überpersönliche Werte findet man meist nur in Tagebuchpartien, die über besonders schicksalhafte Situationen, über dramatische seelische Erfahrungen berichten. Konzentriert habe ich mich auf die Wesens-Zeichen und Wesens-Situationen, habe also vermieden, gewissermaßen nur Scharen wert- und unterschiedsloser Bleisoldaten aufmarschieren zu lassen. Und selbstverständlich ist es, dass ich es nur aufgrund dieses Einteilungsprinzips wagen konnte, mit dieser mehrjährigen Arbeit zu beginnen.

\*\*\*

Aus manchen Einzelstudien zur Diaristik in den verschiedenen europäischen Ländern habe ich wertvolle Anregungen empfangen. Allerdings war ich darüber erstaunt, dass die Ausgangspunkte zu einer Darstellung und Wertung vor allem »intimer« Tagebücher nicht immer richtig gewählt waren und dass sich nur sehr wenige namhafte Forscher mit diesem Problem in einem europäisch umfassenden Sinne intensiv und systematisch auseinandergesetzt haben. Entweder versuchte man, aus der Fülle echter, nicht für die Öffentlichkeit bestimmter Tagebücher eine sozusagen künstlerisch geprägte Form von »literarischen« Tagebüchern auszusondern, wobei man Tagebücher allein dann als geistesgeschichtlich relevant ansah, wenn sie literarischen Kunstwerken glichen; oder man benutzte Tagebücher aller Art zu systematischen psychologischen Studien, und zwar nur nach ganz bestimmten Kategorien eben dieser speziellen Erkenntnismethode. Dabei sind, wie ich meine, gerade die unliterarischen, das heißt, wenigstens im Vorhinein - wie Benjamin Constant einmal schrieb - *nicht* »für das Publikum« bestimmten Tagebücher, eben weil sie dann

»echt«, wenn auch nicht immer ganz und gar »aufrichtig« sind, für eine Untersuchung dieser Mitteilungsform wichtiger als das literarische Pseudo-Tagebuch oder das fingierte Tagebuch. Selbstverständlich gibt es auch Tagebücher von echtem diaristischem Charakter, so zum Beispiel das von André Gide, die von vornherein zur Veröffentlichung bestimmt waren oder sogar schon zu Lebzeiten des Verfassers im Druck erschienen sind. Auf diese konnte nicht verzichtet werden, und ich werde zur gegebenen Zeit erklären, warum. Autoren hingegen, die die diaristische Form *nur* als Kunstmittel benutzen, werden mit ihren Titeln lediglich erwähnt. Reisetagebücher werden also nur dann beachtet, wenn sie einen persönlichen Bekenntnischarakter haben oder der diaristischen Frühzeit entstammen. Die herkömmliche und spätere Reisetagebuch-Literatur habe ich ganz ausgeschlossen. Über die Sekundärliteratur berichte ich vor allem in den beiden ersten Kapiteln, die einleitenden Charakter haben. Nähere Hinweise findet man in den Anmerkungen und im bibliografischen Teil.

\*\*\*

Wer »intime« Tagebücher liest, muss für »Verwirrungen« Verständnis haben. Ausgehen muss er stets davon, dass dem Menschen nichts Menschliches fremd sein sollte, vor allem dann, wenn in jeglicher Gefahr nach einem Rettenden gesucht wird, sei es in einem immanent-ethischen oder in einem transzendent-religiösen Sinn. Eine moderne, eine untheoretische existentielle Menschenkunde, die von der philosophischen Anthropologie ausgeht und diese in einzelnen Teilen ergänzen kann, muss zwangsläufig die verschiedensten menschlichen Erfahrungen, auch solche extremer Natur, beachten und darstellen. Nur so nähert man sich wenigstens der Möglichkeit, eine Motivsammlung zu

vervollständigen: zur Seelen- und Schicksalsgeschichte Europas. Eine solche Geschichte ist multiform und nicht monoton; spannungsvoll und nicht schematisch; dynamisch-komplex und nicht mechanisch-dialektisch. Stets sollte sie bestimmt bleiben von einem *echten* »realen« Humanismus, der in ältester mythischer oder moral-psychologischer Form zu den besten Grundlagen des europäischen Geistes gehört.

\*\*\*

Valery Larbaud war es, glaube ich, der einmal von einem »hassenswerten Vorwort« schrieb. Er dachte dabei gewiss an das »moi haïssable«, an das »hassenswerte Ich« von Pascal. Hier und jetzt hatte ich also ein »hassenswertes« Vorwort zu dem diaristischen Drama des »hassenswerten Ichs« in Europa zu schreiben. Es lässt sich nicht vermeiden, will man den kritischen Leser, der zunächst einmal eine spannungsvolle und vielfältige Landschaft aus der Ferne klar überblicken will, bevor er sie durchwandern soll, vom Wert eines sinnvollen Unternehmens überzeugen. Ich lade den Leser ein auf eine Reise, die, wie ich hoffe, für ihn genauso beglückend und niederdrückend, genauso erregend wie beschwichtigend, genauso lehrreich und wohl auch hoffnungsreich in Bezug auf das hintergründige Gesicht des *Homo europeus* zu werden vermag, wie für mich, als ich die vielen Stationen dieses diaristischen Wegs hinter mich brachte. Dass auch der heutige Europäer eine weltgeschichtliche Aufgabe zu erfüllen hat, das fand ich am Ende meiner Reise doch mit einiger Sicherheit bestätigt. Das alte »Abendland« mag schon fast untergegangen sein. Wir sollten ihm nicht allzu sehr nachtrauern. Aus der Asche dieses sicherlich imposanten, aber keineswegs immer vollkommenen Phönix kann das neue, härtere, klarere, illusionslosere, moderne Europa auferstehen: im Zeitalter eines ganz neuen Ausgleichs.

\*\*\*

Dieser Band umfasst Darstellungen und Analyse des Stoffs im motivkundlichen Sinne; am Ende dieser Sammlung findet man auch eine erste ausführliche Bibliografie europäischer Tagebücher. Sie enthält auch ergänzende bibliographische Angaben, auf die in den Anmerkungen aus Raumgründen verzichtet werden musste. Die nicht immer einfache Beschaffung von Literatur wurde mir durch Dr. Michael Freiherrn Marschall von Bieberstein und Fräulein Ursula Engel von der Deutschen Bibliothek in Rom, sowie von Prof. Dr. Walther Holtzmann, dem ehemaligen Direktor des Deutschen Historischen Instituts in Rom, erleichtert. Auch Edoardo und Vera Cacciatore vom Keats-Institut, ebenfalls in Rom, standen mir mit der Bibliothek dieses Hauses zur Seite. Anderen internationalen Instituten verdanke ich bibliografische Hinweise, für die ich hier erneut danke, so den holländischen, schwedischen, dänischen, ungarischen Kulturinstituten in Rom, sowie dem »Istituto Siciliano di Studi Bizantini e Neoellenici« in Palermo. Auch Frau Dr. Gertrud Reitz von der Nassauischen Landesbibliothek Wiesbaden bin ich für bibliografische Ratschläge dankbar. Für Korrekturlesen und für die Zusammenstellung des Autorenregisters, in vorbildlicher Einheit von Sorgfalt und Geduld, sowie ebenfalls für Literaturbeschaffung habe ich besonders Frau Marguerite Schlüter vom Limes Verlag und Herrn Gert Quenzer zu danken. Gefördert wurde diese Arbeit vom Kulturkreis im Bundesverband der deutschen Industrie, vor allem dank dem verständnisvollen Interesse von Herrn Prof. Gustav Stein und Herrn Dr. R. De le Roi. Sie ermöglichten das Studium in verstreuten Bibliotheken.

*Rom 1963*

*Gustav René Hocke*

# KAPITEL I

Strukturen und Antriebe

# 1. VIELFÄLTIGKEIT DER FORMEN

Der europäische Geist hat eine seiner spannungsvollsten Ausdrucksformen im funkelnden Jahrtausendgeflecht seiner Literatur gefunden. Worte konnten Konflikte erzeugen und beenden; Taten konnten durch Worte infrage gestellt oder verherrlicht werden. Individuen und Nationen fanden stilisierte Bilder und Symbole ihrer Existenz in Gedichten und Epen, in Tragödien und Romanen, den Sinnbildern ihrer Träume von Angst und Schönheit. Wie kein anderer Erdteil verfügt Europa über einen Reichtum literarischer Sprachdenkmäler, der seit Hesiods »Werken und Tagen« charakterisiert wird durch folgerichtige Entwicklung und intensiven geistigen Austausch. Zeiten und Räume verbinden sich in diesen Dokumenten des Wortes; das gilt auch für die avantgardistischen Palastrevolutionen jeder Art. Der literarische Blutkreislauf Europas konnte stocken, vor allem durch politische Torheit; zum Erliegen kam er nie.

Es ist nicht lange her, dass man eine kontrastreiche Harmonie, eine *concordia discors* anstatt einer »organischen« Einheit in der Literatur Europas zu entdecken begann. Die zusammenklingende Vielfalt des klassischen und antiklassischen Schönheitsideals hat gerade in Europa die Literatur zum rhythmisch bewegten Atmungszentrum einer Kultur von eigener Art gemacht. Dies ist aus manchen sprachlichen, stilistischen und gattungsgeschichtlichen Merkmalen erschlossen worden. Auch ein Überblick über die Grundmotive europäischer Tagebücher macht die gegensatzschwere Harmonie durch sprachliche Erzeugnisse sichtbar, die jedoch weniger als planvoll gestaltete literarische »Denkmäler«, denn als

unmittelbar, sozusagen vorliterarische menschliche Selbstzeugnisse der Europäer gelten können.

Die Aussicht auf eine erlebnisreiche Begegnung ist groß, denn auch die *verborgene* Menschlichkeit eines Erdteils muss in ihrer noch nicht literarisch verarbeiteten Problematik zur Geltung kommen. Den Themata einer europäischen Geistes- und Literaturgeschichte werden Motive einer europäischen Seelen- und Schicksalsgeschichte hinzugefügt. Die unmittelbare Einsicht in das »Menschliche«, das heißt, in das Drama des Menschen selbst, löst nicht nur Erschütterung aus, die durch den Anblick solcher Konflikte entsteht; sie enthüllt vielmehr eine typisch europäische Menschen-Landschaft, eine in sich zusammenhängende Grundsituation von spezifisch europäischen Sorgen und Verwirrungen, von Verdrängen und Verbergen, aber auch von Freiheit, Klarheit und Überwindung ... meist im Selbsterkennen und Selbstbekennen.

Diese Voraussetzungen machen deutlich, warum hier vor allem »echte« Tagebücher aufgeschlagen werden sollen, nicht literarisch-geformte oder nur fingierte. Man wird sich zunächst einen kurzen Einblick in die Vielfältigkeit der Art und Weise, ein Tagebuch zu führen, verschaffen müssen.

Tagebuchartiges Aufzeichnen war in den frühesten geistig-gesellschaftlichen Gruppen Europas, in den ältesten Mittelmeerkulturen, so gebräuchlich wie die ersten Formen anderer schriftlicher Mitteilung<sup>1</sup>. Tagesberichte über die Taten der Götter und Könige tauchten ebenso früh auf wie Logbücher der Schifffahrt. In chronologischer Form wurden Tag um Tag äußere Begebenheiten aufgezeichnet: solche, die den Götterhimmel oder ein irdisches Staatswesen betrafen, also von allgemeinem Interesse waren, und solche, die nur für einen kleinen Kreis bedeutsam erschienen: für die Mannschaft eines Schiffes oder die Überwacher eines Hofzeremoniells, für die

Priester eines Tempels oder die Mönche eines Klosters. Die Notiz der »Chronik« herrschte vor. Doch kam es schon im Hellenismus vereinzelt zu subjektiven Wertungen und eigenen Betrachtungen. Am Ausgang der Antike erfolgte dann der erste breite Durchbruch der Subjektivität, im Mittelalter mehrten sich »Seelengeschichten« und »Konfessionen«, und seit der Renaissance wurden *ephemerides*, *diaria*, *journals*, *diaries*, *dnevnik*, Tagebücher zu immer genaueren Spiegelungen der intimen, unteilbaren, souveränen Individualität.

Von den ältesten tagebuchartigen Chroniken, archaischen Formen der Geschichtsschreibung, von den dokumentarischen Erinnerungsbüchern über die »journaux intimes« der psychologischen und moralischen Selbstenthüllung aus pietistischer und romantischer Zeit bis zum hyperindividualistischen und zugleich zeitkritischen Tagebuch der »Moderne« führt ein weiter Weg. Seine wichtigsten Stationen sollen im Verlauf dieser Darstellung gekennzeichnet werden.

Zunächst die äußere Form! Wie sehen Tagebücher aus? Der Bogen ist weit gespannt. Es gibt einfache Notiz-Tagebücher, die Erinnerungswertes in Stichworten festhalten. Sie gleichen einer mehr oder weniger systematischen Tagebuchführung über Ausgaben, Krankheiten, Besuche, Gespräche, Verpflichtungen, Vorhaben, Wettererscheinungen, Naturkatastrophen, Wunderbarkeiten, wirksame Arzneien und lockende Küchenrezepte. Sie dienen vor allem dem Gedächtnis, der Organisierung äußerer Lebensverhältnisse. Diese älteste Form des Tagebuchs, das Memorandum über geschehene und zu geschehende Dinge, über *acta* und *agenda*, ist bis heute erhalten geblieben. Früh schon weiten sich manche Diarien zu Sammlungen von Entwürfen für Briefe und dichterische Werke, zu Kommentaren über Lektüre und Gespräch, über religiöse und politische Ereignisse;

kritische Betrachtungen über Herrscher und Kriege, Volkstribunen und Aufstände kommen hinzu. Der Kritik an der Außenwelt folgt in zunehmender Weise die Beobachtung des eigenen Ichs.

Die Selbstbeobachtung dient der Selbsterkenntnis, und beide vermögen die Selbsterziehung zu fördern. Die Begegnungen mit der Umwelt und mit sich selbst kommen in Tagebüchern im Laufe der Zeit, wie wir schon sagten, zu sehr verschiedenartigen Mitteilungsformen. Neben Notiz-Tagebüchern stehen seit der Renaissance berichtende und allmählich auch in einem differenzierteren Sinne erzählende Tagebücher. Schon im 16. und 17. Jahrhundert stößt man auf stilisierende Tendenzen. Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts (1762-1763, doch erst 1950 gedruckt) schreibt James Boswell das erste moderne »Konfessions«-Tagebuch Europas, als Reinschrift anhand zahlloser Notizen auf Zetteln aller Art. Sein auf diese Weise zustande gekommenes »Londoner Tagebuch« ist echt, doch folgt er vorausgehenden Neigungen, Berichte über Ereignisse verschiedenster Art in der Form fingierter Tagebücher niederzuschreiben, wie es vor ihm schon Daniel Defoe (1659-1731) mit seiner »Pest zu London« getan hatte. Damit entsteht das »literarische« Tagebuch, das seinen unmittelbaren, improvisierten und persönlichen Charakter überhöht und als Kunstwerk eigener Art neben Roman und Erzählung bestehen will<sup>2</sup>.

Dieser Abart werden wir noch begegnen. Doch wird es seit der Renaissance für die besten und wichtigsten Tagebücher Europas charakteristisch, dass sie *alle* diaristischen Eintragungsformen umschließen, dass sie also bloße Notiz und systematische Betrachtung, flüchtiges Erinnern und behagliches Berichten, erregtes Ausrufen und sorgfältiges Denken enthalten können. So entstehen im 16. Jahrhundert das Notizen-Tagebuch, das in der Nationalbibliothek Florenz aufbewahrte »Diario« des

florentinischen Malers Jacopo da Pontormo (1494–1556) und die betrachtenden »Ephemerides« des scharfsinnigen Humanisten Casaubonus (1559–1614)<sup>3</sup>. Fast gleichzeitig mit Goethes dürrem Memorandum-Tagebuch, das er von 1775 bis zu seinem Tode führte, wird eines der subjektivsten Tagebücher Europas, die »Journaux intimes« von Benjamin Constant (1767–1830), geschrieben<sup>4</sup>, doch findet man auch darin ganze Seiten, die lediglich Notizen enthalten. Diese *Mischform*, die Mannigfaltigkeit der Ausdrucksweise, gehört zu den wichtigsten Merkmalen des echten, nicht literarischen Tagebuchs, wenngleich auch in fingierten Tagebüchern diese Kontraste als Stilmittel oft benutzt werden. Unsere Darstellung behandelt jedoch vorwiegend Tagebücher, die *nicht* oder zumindest nicht primär eine künstlerische Formung anstreben und die einen deutlich persönlich-bekennerischen Charakter haben. Ein weiteres wichtiges Kriterium ist im Verlaufe dieser Darstellung zu beachten: War dieses oder jenes Tagebuch im Vorhinein zur Veröffentlichung gedacht? Aussage und Stil werden meist von einer Intention oder von einem Verzicht dieser Art bestimmt. Im Allgemeinen mag gelten, dass Tagebücher, deren Publizierung nicht beabsichtigt war, einen höheren Grad von Aufrichtigkeit, jedenfalls von Unmittelbarkeit haben werden. André Gide hat solche Gefahr einer möglichen Beeinflussung von der Absicht her in seinen stets sehr »offenen«, trotzdem zugleich stark stilisierten Diarien klar erkannt. Am 30. März 1932 notiert er: »Die Aussicht auf eine wenn auch nur teilweise Veröffentlichung meines Tagebuchs ... hat seinen Sinn entstellt<sup>5</sup>.« Das gilt nicht nur hinsichtlich eines möglicherweise Alles-Aussagens über sich selbst, sondern ebenso in Bezug auf eine absolute Offenheit im Urteil über Zeitgenossen. Aber auch hier sind die Übergänge fließend, denn keineswegs verhält es sich so, dass Tagebücher, die das Licht der Welt nie erblicken sollten, stets »aufrichtiger« sind als jene, die von Anfang an zur

Veröffentlichung bestimmt waren. Man würde die meist *komplizierte* Natur der echten Tagebuchschreiber zu sehr vereinfachen, wenn man eine solche Behauptung aufstellen wollte. Die mögliche Verhaltensweise eines Menschen lässt sich nicht aus festen Regeln ableiten. Mancher wird sich geradezu ein Vergnügen daraus machen, die Öffentlichkeit durch die Preisgabe von Intimitäten zu schockieren; andere werden sich scheuen, einer seelischen Regung überhaupt schriftlichen Ausdruck zu geben. In »Notabene 45. Ein Tagebuch« schreibt Erich Kästner: »Ich bin auch der Versuchung nicht erlegen, mein Journal mit einem Kunstkalender zu verwechseln. Je mehr ein Tagebuch ein Kunstwerk sein möchte, umso weniger bleibt es ein Tagebuch. Kunstgriffe wären verbotene Eingriffe.« – »Tagebücher präsentieren gewesenes Präsens. Nicht als Bestandaufnahme, sondern als Momentaufnahmen. Nicht im Überblick, sondern durch Einblicke. Tagebücher enthalten Anschauungsmaterial, Amateurfotos in Notizformat, Szenen, die der Zufall arrangierte, Schnappschüsse aus der Vergangenheit, als sie noch Gegenwart hieß<sup>6</sup>.« Die Frage nach dem Grad der Aufrichtigkeit eines Tagebuches lässt sich durch theoretische Erwägungen allein nicht beantworten. Andere Zeugnisse müssen damit verglichen und – wenn möglich – andere Aussagen geprüft werden. Innere Widersprüche vermögen Aufschlüsse zu geben. Ferner kann aus dem diaristischen »Grundton«, aus dem Bild der gesamten Persönlichkeit und aus dem Vergleich mit anderen Werken ein Annäherungswert an den Wahrheitsgehalt erreicht werden. Einzelne Beispiele sollen dies später belegen.

Den »reinsten« Tagebüchern der letzten fünfhundert Jahre ist eins gemeinsam: die Unmittelbarkeit, der Verzicht auf Stilisierung, das Nebeneinander von Persönlichem und Sachlichem, im Fragmentarischen die Mischung von Staccato und Legato<sup>7</sup>. Der gute Brief hat ähnliche

Eigenschaften, doch unterscheidet ihn, dass er sich an ein Du richtet; auch er kann Intimes enthalten – soweit man es diesem anderen Menschen mitteilen will. Das reine Tagebuch hat nicht die Tendenz, sich aus dem eigenen »Zimmer als Weltgeschichte« (Kafka) zu entfernen.

Kleist hat dem Gespräch nachgerühmt, dass es anregend auf die Inspiration wirke. Für die »allmähliche Verfertigung des Gedankens«, um die stockende Eingebung wieder in Fluss zu bringen, schien ihm Reden das beste Mittel. Vor allem das späteuropäische Tagebuchschreiben kann man häufig als eine Technik bezeichnen, durch ungehemmte Aussprache mit sich selbst in die Tiefe des eigenen Wollens und Empfindens zu gelangen. Ein derartiger Gewinn an Selbsterkenntnis rückt manche Tagebücher in die Nähe von Produkten des »automatischen Schreibens«, das als vorzügliches Steigrohr des Unterbewusstseins gelobt wird. Vielfach wurden Ergebnisse solcher Methode sogar als Dichtung ausgegeben. Das echte Tagebuch zeichnet sich durch eine ähnliche Zweckfreiheit aus, durch das Fehlen der Aufmerksamkeit auf berechnete Wirkung. Es soll weder belehrt oder erbaut, noch getröstet oder gar divertiert werden; es gibt keine Fabel, keinen kausal konstruierten Handlungsablauf und keine prädisponierte logische Einheit ...

In seinen Tagebüchern notiert Robert Musil einmal: »Tagebücher? Ein Zeichen der Zeit. So viele Tagebücher werden veröffentlicht. Es ist die bequemste, zuchtloseste Form. Gut. Vielleicht wird man überhaupt nur noch Tagebücher schreiben, da man alles andere unerträglich findet. Übrigens wozu verallgemeinern. Es ist die Analyse selbst; – nicht mehr und nicht weniger. Es ist nicht Kunst<sup>8</sup>.« Gerade Musil war sich der Krise des überlieferten Romanstils bewusst geworden, der Schwierigkeiten, in einem nur noch konventionell-rationalen Sinne zu »erzählen«. James Joyce (und vor ihm Paul Desjardins)

hatten daraus schon die Konsequenz gezogen. Die Technik des syntaktisch aufgelösten »inneren Monologs« sollte alle Strukturen des klassischen Berichts sprengen; es entstand – im »Ulysses« – ein Minuten-Stundenbuch des Unbewussten. Wahrheit und Wahrheiten werden darin offenbar, weil nichts mit Rücksicht auf gesellschaftliche Tabus verkleidet wird. Soziale Scheuklappen fallen. Vernachlässigung alles Pragmatischen lässt der Intuition – wenn auch nicht den Formkräften – breiteren Raum.

Doch ergibt sich auf diese Weise allein noch kein »interessantes« menschliches Tagebuch-Dokument. Damit ein »wertvolles« Diarium entsteht, muss – bei solcher Methode des »Automatismus« – ein selbstkritischer Geist oder eine vitale, fantasievolle Persönlichkeit schreiben. Fehlt es an diesen fundamentalen Eigenschaften, so dienen gerade beabsichtigte, ganz und gar strukturlose Tagesberichte meist modischen Exerzitien, banalen Eitelkeiten und schwachen Selbstbetrügereien.

## 2. VERSCHIEDENARTIGKEIT DER BEWEGGRÜNDE

Damit taucht die zweite Frage auf: *Warum* schreibt man Tagebuch<sup>9</sup>? Oscar Wilde hat diese Frage in »Bunbury«, seiner trivialen Komödie für ernsthafte Leute, von Cecily beantworten lassen. Dort sagt Miss Prism: »Ich sehe nicht ein, warum Sie überhaupt ein Tagebuch führen!« Cecily antwortet: »Ich führe ein Tagebuch, um die wunderbaren Geheimnisse meines Lebens einzutragen. Wenn ich sie nicht niederschreibe, würde ich vermutlich alles vergessen.« Darauf entgegnet Miss Prism: »Meine liebe Cecily, das Gedächtnis ist das Tagebuch, das wir alle mit uns führen.« Cecily beendet das Thema: »Ja, aber es

verzeichnet meistens die Dinge, die sich nie ereignet haben und sich gar nicht haben ereignen können. Ich glaube, das Gedächtnis ist für beinahe alle dreibändigen Leihbibliotheks-Romane verantwortlich<sup>10</sup>.« Nach Oscar Wilde schreibt man also Tagebuch, um die Erinnerung unverfälscht zu erhalten. Vom Stoff her gesehen, ist dies das Merkmal der meisten Tagebücher, die keine literarischen Fantasiegebilde sind. Alles kann und muss darin seinen Platz finden: ein alltäglicher Besuch und eine Verdauungsstörung, die erste Idee zu einer geistigen Arbeit, das Mischen eines Schlaftrunks für die Nacht, eine Taufe genauso wie ein Diebstahl, ein Todesfall ebenso wie ein Spaziergang.

Gedächtnisstütze das ist *ein* Antrieb, und sicherlich der älteste<sup>11</sup>. Der Schweizer Henri-Frédéric Amiel, der eins der umfangreichsten Tagebücher Europas geschrieben hat, vierzehntausend Seiten, will alle seine »acta«, »cogitata« und »sentita«, also alle Begebenheiten in seinem Leben, alle seine Handlungen, Gedanken und Gefühle, durch sein Diarium »der Vergangenheit entreißen«. Diesem riesigen inneren Monolog wollte er, nach einiger Zeit (1840), eine innere Ordnung geben. Er dachte an fünf Rubriken: »Moralisches, Geistiges, Körperliches, interessante äußere Begebenheiten, Projekte (Pläne)« (30. Oktober). Doch gab er den Versuch bald auf; denn selbst ein *einzelnes* Diarium lässt sich nicht typisierend aufgliedern. Die fünf »Rubriken« Amiels sind jedoch interessant: Sie weisen uns auf die Grunderlebnisse hin, die aufbewahrt und dem Vergessen-Werden entrissen werden sollen. Aber bleiben wir bei den Antrieben! An einer anderen Stelle, am 20. September 1864, legt Amiel, gewissermaßen vor sich selbst, die Gründe dar, die dafür sprechen, dass er sein Tagebuch fortsetzen solle: zunächst: »weil ich allein bin.« Sein Tagebuch sei »sein *Zwiegespräch*, seine *Gesellschaft*, sein *Gefährte*, sein *Vertrauter*. Es sei auch sein *Trost*, sein *Gedächtnis*, sein *schmerzstillendes Mittel*, sein *Echo*, der

*Behälter seiner intimen Erfahrungen, sein psychologischer Wegweiser, sein Schutz gegen das Rosten der Gedanken, sein Vorwand zu leben, fast das einzig Nützliche, das er hinterlassen könne*<sup>12 13</sup>.«

Damit haben wir eine ganze Reihe wichtiger Beweggründe für das Tagebuchschreiben. In der Einsamkeit kann der Drang zu einem fixierten Selbstgespräch unüberwindlich werden, weil das Tagebuch das andere Ich vertritt. Tatsächlich sagt Amiel nach beendeten Eintragungen sich selbst »Gute Nacht«; auch Robert Musil beendet eine Betrachtung mit den Worten: »Gute Nacht Herr Musil«; und das andere Ich antwortet: »Gute Nacht Herr Musil.«

»Tagebuch führe ich«, schreibt der deutsche Schriftsteller und Publizist Jochen Klepper, »weil ich fasziniert bin von der Handlung, die ein anderer ›mit meinem Blute‹ schreibt<sup>14</sup>.«

Das Selbstgespräch regt zu Selbstausslegung, Selbstplanung und Selbstermunterung an. Daraus ergeben sich immer weitere Teilantriebe. Die Selbstausslegung führt zur intimsten Ich-Analyse, die Selbstplanung zu Entwürfen aller Art, die Selbstermunterung zur Selbstdiskussion über Lebensaufgaben und Lebensziele, über Irrtümer und Vorbilder. Benjamin Constant schreibt, dass er sein Tagebuch *wie sein Leben* behandle<sup>15</sup>, und dass sein Hauptantrieb die Angst vor der Langeweile sei. Dieser große Europäer, der nicht nur eines der geistvollsten, sondern auch eines der echtsten Tagebücher Europas schrieb, ermahnte sich selbst: »Soyons de bonne foi et n'écrivons pas pour nous comme pour le public.« Constants Journal war als echtes Tagebuch *nicht* für die Öffentlichkeit bestimmt; es wurde erst fünfundsiebzig Jahre nach seinem Tode aus dem Nachlass veröffentlicht<sup>16</sup>. Constant hütete es wie ein großes und liebes Geheimnis. Er nannte es einen »diskreten Zuhörer« und schrieb sein elegantes

Französisch manchmal in griechischen Buchstaben, aus Angst vor der politischen Polizei, aber auch aus anderen Gründen. Denn über seinen »Liebeswahn« zu Madame de Staël vertraute er seinen Heften so viel Indiskretionen an, dass er sie und sich zu kompromittieren fürchten musste. Deswegen bezeichnete er sein Journal gelegentlich als »ein Lagerhaus von Torheiten<sup>17</sup>«.

Einen weiteren wichtigen Antrieb bilden die Selbstrechtfertigung und Selbstverteidigung im Kampf mit der Umwelt. In der Heimlichkeit des Nur-für-sich-Schreibens kann man ungestraft gegen Feinde und Kritiker toben und wettern. Baudelaires, Tolstois und Gides Tagebücher, um nur auf diese hinzuweisen, enthalten hierfür genügend Beispiele. Baudelaire wollte sich an ganz Frankreich rächen, der alte Tolstoi belastete für alle Ehekonflikte seine Frau mit oft furchtbaren Anklagen<sup>18</sup>. André Gide hat vor allem mit seinen literarischen Zeitgenossen in vielfach ebenso indiskreter wie ironischer Weise »abgerechnet«<sup>19</sup>.

Heimlichkeit und Einsamkeit! Es versteht sich, dass die zahllosen Tagebücher, die in Kasernen, Krankenhäusern und Gefängnissen oder in Verstecken während Kriegen und Revolutionen, unter Diktaturen oder in der Emigration geschrieben wurden, Ausbrüche unterdrückter Kritik und Meinungsfreiheit sind. In dieser Hinsicht wird vor allem das echte Tagebuch in *Krisenzeiten* zur Manifestation eines immanenten Ausdruckszwanges, ähnlich wie kritische Epochen in Dichtung, Kunst und Musik irreguläre, subjektiv-manieristische Ausdrucksformen erzeugen. Weil vorwiegend *problematische* Menschen subjektive, ich-analytische Tagebücher führen, veranlassen besonders Krisenzeiten den Problematiker zur diaristischen Auseinandersetzung mit sich und der Umwelt. Die spannungsvollsten Tagebücher Europas sind deshalb, wie wir noch sehen werden, diejenigen, in denen eine

individuelle Krise ebenso zum diaristischen Antrieb wird wie eine krisenhafte Umwelt<sup>20</sup>. Starre Machtsysteme, tyrannische Staatsformen machen den Geist »einsam«, zwingen also den diaristischen inneren Monolog geradezu auf. Ernst Jünger erinnert in den »Strahlungen«, in diesem allerdings hochstilisierten Konzentrat mehrerer in den Jahren des Zweiten Weltkriegs entstandener Tagebücher, an das Tagebuch von sieben Matrosen, die im Jahre 1633 auf einer kleinen Insel im nördlichen Eismeer überwintern sollten und dort starben. »Ihr Tagebuch ist neue Literatur«, schreibt Jünger, »als deren Merkmal man ganz allgemein die Absetzung des Geistes vom Gegenstande, des Autors von der Welt bezeichnen kann.« – »Zu diesen Werken gehört die immer sorgfältigere Beobachtung, das starke Bewußtsein, die Einsamkeit und endlich auch der Schmerz.« Im totalen Staat könne das Tagebuch das »letzte mögliche Gespräch bleiben«<sup>21</sup>.

Damit sind schon einige der wichtigsten Antriebe genannt, doch bleiben für die historische Entwicklung der europäischen Diaristik zwei geradezu elementare Anregungen, die ihren Ursprung aus der europäischen Bewusstseinsbildung herleiten, von besonderer Bedeutung: die Person-Setzung im Sinne einer personalen Selbsterhöhung und die Selbsterkenntnis als Sinnggebung der Selbstbeobachtung und Selbstauslegung. Das Problem der Ich-Steigerung seit der Entdeckung des Individuums in sokratischer Zeit, wie es sichtbar wird im personsteigernden Tagebuch, das wir das *pharaonische Tagebuch* nennen möchten, werden wir an anderer Stelle dieser Darlegung erörtern<sup>22</sup>. Auch das Grundproblem, das sich aus der delphischen Forderung des »Erkenne dich selbst« ergibt, soll in anderen Zusammenhängen dargestellt werden. Doch sei in Bezug auf Selbsterkenntnis als Antrieb schon hier auf ein geradezu klassisches Beispiel hingewiesen, das aus der Frühzeit echter »moderner«

Tagebücher stammt, auf das bereits genannte »Londoner Tagebuch« von James Boswell<sup>23</sup>.

Wie so mancher Diarist beginnt Boswell im Stile alter Epen-Proömien mit einer grundsätzlichen »Einleitung«. Von allen Kenntnissen, meint er, sei die Selbsterkenntnis wohl am wichtigsten. Wenn jemand verfolge, was ihn innerlich bewegt und wie er sich nach außen hin verhält, könne er erfahren, »wie er gestaltet ist<sup>24</sup>«. So wolle er denn sein »wechselndes Empfinden und Verhalten aufzeichnen«. Das werde außerdem seine »Federfertigkeit befördern«. Sollte er aber doch einmal auf Abwege geraten, so werde das Tagebuch ihm helfen, sich eines Besseren zu besinnen. Einfälle, Launen und Fantasien wolle er festhalten, auch Anekdoten, Gespräche und Erlebnisse aller Art. Ein solches Beginnen freilich sei nicht ungefährlich, und wenn er auch stets mit der Wahrheit umgehen wolle, so werde er sich doch hüten aufzuzeichnen, was ihm zum Schaden gereichen könne. Nun, das Tagebuch von Boswell ist vor allem in seiner Vorliebe für »skandalöse« Berichte von amourösen Affären wirklich sehr ungeschminkt. Der ebenso lebenslustige wie erkenntnishungrige junge Literat ist in dieser Hinsicht mit Bekenntnissen wenig zurückhaltend. Eine genau beschriebene »venerische« Ansteckung etwa schildert er mit rücksichtslosem Realismus, macht sich dann aber klar, wie sehr er sich bessern und wie sehr er durch größere Frömmigkeit sich befleißigen müsse, ein wirklich bedeutender Mann zu werden. Das Streben nach Selbsterkenntnis ist bei Boswell, dem Schotten und heimlichen Katholiken, mit einem diaristischen Beichten verbunden. Durch das Bedürfnis nach seelischer Erleichterung wird der Beicht-Charakter, das mehr oder weniger moralisierende Sündenbekenntnis so vieler Diarien erklärt. Dieses Sich-selbst-Beichten, meist mit dem Wunsch nach Selbsterkenntnis zusammengehend, bildet einen der stärksten Antriebe für das »echte« Tagebuchschreiben. Es

wird, wie wir noch sehen werden, in der europäischen Geistesgeschichte durch Überlieferungen angeregt, die speziell für die gesamte diaristische Literatur dieser Art einen bis heute ungebrochenen Einfluss behalten haben.

In diesen einleitenden Bemerkungen müssen weitere Antriebe zumindest schon erwähnt werden: die Mode, die Lektüre, die persönliche Anregung durch Freunde. Im aufklärerischen England war das Führen kritischer, »ehrlicher« Tagebücher schon früh üblich geworden, so wie im Italien und im Frankreich des 16. und 17. Jahrhunderts das Schreiben von chronistischen Diarien. Boswell berichtet, dass Johnson ihm empfohlen habe, »ein Tagebuch zu führen, ehrlich und ungeschminkt; es sei eine gute Übung und werde mir später unendlich lieb sein, wenn einmal die näheren Umstände aus dem Gedächtnis entschwunden seien«. Doch riet er, es geheim zu halten und bei seinem Tode verbrennen zu lassen. Stolz konnte Boswell ihm entgegen, dass er bereits regelmäßig und fleißig an seinem Tagebuch schreibe<sup>25</sup>; denn schon 1758 hatte ihn der Schauspieler Love dazu angeregt. Dem Bericht seiner Unterredung mit Johnson lässt er den Satz folgen: »Und nun, mein Tagebuch, bist du nicht zu hoher Würde gelangt? Wirst du dich nun nicht doppelt und dreifach entfalten?«

Die *persönliche* Anregung! James Boswell war mit Jean-Jacques Rousseau, den er 1764 kennengelernt hatte, befreundet. Boswell begleitet im Februar 1766 die Geliebte und spätere Frau Rousseaus, Thérèse Levasseur, nach London, wohin Rousseau bereits vorausgefahren war. Schon in Paris wie später in England mag Boswell Rousseau dazu angeregt haben, seiner seit 1759 geplanten Autobiografie den Charakter von »Bekenntnissen« zu geben. Tatsache ist, dass Rousseau in England die ersten Entwürfe zu seinen »Confessions« schrieb, die fast alle Diaristen Europas von Rang beeinflusst haben<sup>26</sup>. So etwa E.

T. A. Hoffmann, der in seinen Tagebüchern berichtet, dass er dieses epochemachende Werk, das 1781 erschienen war, mindestens dreißigmal gelesen habe<sup>27</sup>.

Zwischen den großen Diaristen Europas gibt es geheime Beziehungen; manches Tagebuch schult sich an einem anderen oder grenzt sich von diesem ab, um einen eigenen Stil zu gewinnen. Oft sind die Urteile kritisch, aus dem Geist des Widerspruchs entstanden. In seinem Tagebuch befasst sich Franz Kafka<sup>28</sup> - außer mit den Diarien Kierkegaards - mit den mehr referierenden als reflektierenden Tagebüchern von Goethe<sup>29</sup>. Am 19. Dezember 1910 notierte er in einem ersten Anflug von Entzücken: »Ein wenig Goethes Tagebücher gelesen. Die Ferne hält dieses Leben schon beruhigt fest, diese Tagebücher legen Feuer dran. Die Klarheit aller Vorgänge macht sie geheimnisvoll, so wie ein Parkgitter dem Auge Ruhe gibt, bei Betrachtung weiter Rasenflächen, und uns doch in unebenbürtigen Respekt setzt.« An dieser Stelle wurde Kafka durch den Besuch seiner Schwester unterbrochen. Am folgenden Tage korrigierte er seine Beurteilung, so eilig, wie man es sich fast nur in Tagebüchern erlauben kann: »Womit entschuldige ich die gestrige Bemerkung über Goethe (die fast so unwahr ist wie das von ihr beschriebene Gefühl, denn das wirkliche ist von meiner Schwester vertrieben worden)? Mit nichts.«

Was sagt nun ein so intensiver, neuartiger und eigenartiger Tagebuchschreiber wie Kafka über das Tagebuchführen? In einer Aufzeichnung vom 23. Dezember 1911 wird der darin liegende *Vorteil* erläutert, nämlich »daß man sich mit beruhigender Klarheit der *Wandlungen* bewußt wird, denen man unaufhörlich unterliegt, die man im allgemeinen natürlich glaubt, ahnt und zugesteht, die man aber unbewußt leugnet auch, wenn es darauf ankommt, sich aus einem solchen Zugeständnis Hoffnung oder Ruhe zu holen«. Von besonderer Eindringlichkeit ist

die sorgfältige Stilisierung, die auch für das Tagebuch Kafkas charakteristisch ist: »Im Tagebuch findet man Beweise dafür, daß man selbst in Zuständen, die heute unerträglich scheinen, gelebt, herumgeschaut und Beobachtungen aufgeschrieben hat, daß also diese Rechte sich bewegt hat wie heute, wo wir zwar durch die Möglichkeit des Überblickes über den damaligen Zustand klüger sind, darum aber desto mehr die Unerschrockenheit unseres damaligen, in lauter Unwissenheit sich dennoch erhaltenden Strebens anerkennen müssen.« Am 15. Oktober 1914 schreibt er in einer verzweifelt-depressiven Situation: »Das Tagebuch ein wenig durchgeblättert. Eine Art Ahnung der Organisation eines solchen Lebens bekommen.« Schon zwei Jahre vorher, am 25. Februar 1912, hatte er diese Möglichkeit einer Selbstbewahrung plötzlich erkannt: »Das Tagebuch von heute an festhalten! Regelmäßig schreiben! Sich nicht aufgeben! Wenn auch keine Erlösung kommt, so will ich doch jeden Augenblick ihrer würdig sein.«

Tatsächlich spiegelt ein echtes Tagebuch, selbst ein derart literarisch-stilisiertes wie dasjenige Kafkas, vor allem die »innere« Organisation eines Lebens wider. Kafka spricht vom Leben eines Verzweifelten, der alles opfern wollte und musste, um schreiben zu können. »Ich bin ja wie aus Stein«, so versucht er seinen Zustand zu beschreiben, »wie mein eigenes Grabdenkmal bin ich, da ist keine Lücke für Zweifel oder für Glauben, für Liebe oder Widerwillen, für Mut oder Angst im besonderen oder allgemeinen, nur eine vage Hoffnung lebt, aber nicht besser als die Inschriften auf den Grabdenkmälern« (15. Dezember 1910).

Kafka sucht im Tagebuch-Vorhaben alles das, was nicht schützt, alles das also, was die existentielle Daseinsangst mehr verstärkt als abschwächt. Die Schmerzerfahrung wird ihrer daseinerschließenden Potenz wegen forciert.

Geradezu gespenstische Doppel-Ich-Erfahrungen ergeben sich. Am 16. November 1911 liest Kafka in einem eigenen »alten Notizbuch«: »Jetzt abend, nachdem ich von sechs Uhr früh an gelernt habe, bemerkte ich, wie meine linke Hand die rechte schon ein Weilchen lang aus Mitleid bei den Fingern umfaßt hielt.« Oder – im Entsetzen des »Ennui«: »Jetzt abends vor Langeweile dreimal im Badezimmer hintereinander mir die Hände gewaschen.« (23. Mai 1912.) Furcht, Sorge, Angst erlebt er vor allem in Träumen und notiert diese mit unheimlicher Präzision; so am 13. Dezember 1911: »Aus Müdigkeit nicht geschrieben und abwechselnd auf dem Kanapee im warmen und im kalten Zimmer gelegen, mit kranken Beinen und ekelhaften Träumen. Ein Hund lag mir auf dem Leib, eine Pfote nahe beim Gesicht, ich erwachte davon, aber hatte noch ein Weilchen Furcht, die Augen aufzumachen und ihn anzusehn.« Vielfach wird sein Tagebuch, wie etwa auch das von Georg Heym, ein Träumebuch.

Doch setzt sich Kafka nicht nur beständig dem Dasein aus; er »entwirft« sich auch immer wieder in Bezug auf sein persönliches Leben wie auf sein entstehendes Werk. Das Schreiben sei die ergiebigste Richtung seines Wesens, die alle anderen Fähigkeiten leer stehen lasse, schreibt er am 3. Januar 1912 und fügt hinzu: »Ich habe also nur die Büroarbeit aus dieser Gemeinschaft hinauszuerwerfen, um, da meine Entwicklung nun vollzogen ist und ich, soweit ich sehen kann, nichts mehr aufzuopfern habe, mein wirkliches Leben anzufangen, in welchem mein Gesicht endlich mit dem Fortschreiten meiner Arbeiten in natürlicher Weise wird altern können.« Allmählich entdeckt er im diaristischen Sich-selbst-Versuchen sein Schicksal in der Literatur. »Der Sinn für die Darstellung meines *traumhaften* innern Lebens hat alles andere ins Nebensächliche gerückt« (6. August 1914). Der Antrieb zum Tagebuch wird hier von einem *existentiellen* Bedürfnis

nach Selbstkommentar geweckt, der in keinem Augenblick der schmerzhaftesten Daseinserfahrung ausweicht. Im Gegenteil: Mit stets »offener Seele« und stets »offenem Leibe« nimmt er sie wie einen Traum auf, den man zugleich *körperlich* fühlt. Das Tagebuch erhält auf diese Weise wieder eine alte magisch-mediale Bedeutung. Es wird zu einem Instrument gnostischer Technik<sup>30</sup>.

### 3. ZUR PSYCHOLOGIE DES DIARISTEN

Wer schreibt Tagebuch? Gibt es Menschen, die hierfür eine spezifische Veranlagung haben? Die Antwort darauf wird nur lauten können: Auf einen bestimmten Charakter kommt es nicht an, doch sind die Tagebücher ebenso unterschiedlich wie die Charaktertypen, introvertierte oder extrovertierte, subjektiv oder objektiv denkende Menschen, exaltierte oder nüchterne Naturen. Kühl prüfende Mathematiker oder taktisch abwägende Heerführer schreiben anders als sensible Poeten oder sogar in der Selbstbeobachtung noch logisch und analytisch verfahrenende Philosophen. Doch lassen sich dafür keine festen Regeln aufstellen. Goethe und Eichendorff haben »sachliche« Notiz-Tagebücher und Philosophen wie Maine de Biran und Amiel ausgesprochen subjektive, »intime« Tagebücher geschrieben; seit der Renaissance gibt es zu allen Zeiten dokumentarisch-sachliche neben ichbezogen-subjektiven Tagebüchern.

Trotzdem wird es einleuchten, dass der introvertierte, problematische Charaktertypus eher ein um das eigene Ich kreisendes Tagebuch führen wird als der extrovertierte Tatmensch. Nach der alten Charakterologie des Theophrast, die für die menschenkundlichen Erkenntnisse vieler moral-psychologischer Diaristen so wichtig gewesen ist, wird also der Melancholiker als »Introvertierter« und